

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender

Herausgeber: Nidwaldner Kalender

Band: 129 (1988)

Rubrik: Die Gründung des Klosters Engelberg : eine Erzählung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Gründung des Klosters Engelberg

Eine Erzählung

Konrad von Sellenbüren frönte als Knabe in der Stille des Waldes mehr der Frömmigkeit als dass er nach Bubenart die Mädchen erst erschreckte um sie später anzubeten. Konrads höchstes Ziel war es, ein Kloster zu gründen.

Als junger Mann zog Konrad an einem schönen Frühlingstag mit seinen Gesinnungsgenossen, Rossknechten und Tragrössern gegen Süden. Wenn er früher aus seinem Wald beim heutigen Stallikon nach Mittag geschaut hatte und die ewigen Gletscher in bezauberndem Weiss leuchten sah, glaubte er, dort müsse es möglich sein, ein Leben ganz im Dienste Gottes zu führen.

Nach Tagen kam der Tross ans Gestade des Ländersees. Nun trennte nur noch das grosse Wasser die jungen Männer vom Traum der Klostergründung. Sie fällten Bäume, bauten ein riesiges Floss und liessen sich erst vom Nord-, dann vom Westwind durch die Nas treiben. Im grossen Seebecken trat eine Windstille ein und ihre Kleider begannen zu trocknen. Endlich wurden sie mit einer überaus kalten Bis an das frischgrüne Land getrieben, das Buochs hiess. — Sie strandeten am Gestade der Aue.

Konrad von Sellenbüren, der edle und fromme Jungmann hatte trotz eifrigen Betens und obwohl er zwischen die dicken warmleibigen Rosse gebettet war, die kalte Bis nicht erlitten. Er lag im Floss darnieder, bleich wie der Tod.

Tacitus, ein Recke aus Buochs, trat aus dem Gebüsch zu den Gestrandeten. Er merkte bald, dass es keine feindlichen Eindringlinge waren. Den jungen Män-

nern schien das Beten näher als das Fluchen. In ihrer Mitte lag einer, bleich und marod, den sie mit Ehrfurcht bedachten. Tacitus handelte in christlichem Samaritergeist und nahm den fast Bewusstlosen in sein Haus auf.

Die schöne Diavolina, von Wuchs und Aussehen südstämmige Frau, nahm sich des Kranken sorgend an. Schon nach wenigen Tagen konnte Konrad von Sellenbüren wieder sprechen und sich etwas aufrichten. Diavolina, die junge Schönheit mit rabenschwarzem Haar und blitzenden Augen, mit weichem, wiegenden Gang und langfingerigen Händen behandelte den Genesenden zart.

Sie hatte ihn mit heissen Wickeln von Schafgarbe und Zimtmkraut und warmem Munggenfett, das sie in seine Brust einrieb, wieder zum Leben erweckt. Nicht ohne Behagen streichelte sie die zarte Haut des Jünglings, der durch die Krankheit ganz in ihre Hände gegeben war.

Tacitus sah dem Spiel zu, entdeckte, dass dem Hirsebrei nun Melisse beigegeben war, das den Geschmack zwar verfeinerte, ihm aber nicht besonders mundete. Er war ein grosser Schweiger und weil er viel älter war als Diavolina, liess er sie meist gewähren. Wenn er aber in Zorn geriet, dann drang zwischen seinen zusammengebissenen Zähnen ein furchterregendes Geräusch hervor, das tönte wie «irrsch». Man vernahm es drohend, wie wenn der harte Wind die Haselstauden zerdrillt.

Tacitus befahl seinem vierzehnjährigen, ältesten Sohn immer die Mutter zu beob-



achten, wenn sie sich an Sellenbüren zu schaffen machte. Ultio tat dies mit Eifer und platzte in die Kammer, auch dann, wenn ihn die Mutter zum Beerenlesen in den Wald geschickt hatte.

Nur einer merkte scheinbar nichts, Konrad von Sellenbüren. Er betete, schlief oder lief gegen den See oder an den Rand des Grundstückes des «Irsch», wie die Nachbarn Tacitus nannten.

Bald begann Konrad mit seinen Gesellen am Rand der Aue eine Kirche zu bauen. Aber es war wie verhext. Was sie mühsam am Tag errichtet hatten, lag am Morgen wieder zerfallen und in Haufen am Boden. Niemand konnte feststellen, ob es der alte «Irsch» war, der den hübschen Sellenbüren nicht in der Nähe der Diabolina dulden wollte, oder ob es doch das noch etwas sumpfige Gelände war, das dem Bau nicht stand hielt.

In einer unruhigen Föhnacht, als der See gegen die Ufer brüllte, fiel Sellenbüren in einen abgrundtiefen Schlaf. Sein

Traum war ein Gesicht, eine Verheissung, die ihn lange beschäftigte, ja nicht mehr losliess. Er sah sich hinter einem Ochsen herziehen, der auf einem einfachen Gschleipf einen Quaderstein mitzog und hoch in den Bergen hörte er drei Engel, die im Chor sangen. Schön waren die Himmlischen, mit lieblichen Gesichtern. Und weil goldenes und nicht schwarzes Haar ihr Haupt umrankte, getraute sich Sellenbüren dem Traum zu glauben.

Nach einigen Tagen teilte er seine Vision den Brüdern mit. Sie erahnten darin ein Gottesurteil. Dort, wo der Ochs anhalten würde, wollten sie ihr Kloster errichten und die Kirche bauen. Sie taten, wie es ihnen im Herzen befohlen war.

Vom «Irsch» erstand Konrad für einen erstaunlich günstigen Preis einen Ochsen. Den schirrte er ein, so, wie er ihn im Traum gesehen hatte.

Und so geschah es im Juli 1120.

Alle hatten sich, vorab Konrad, bei «Irsch» gebührend bedankt. Auch der

Diavolina wollten sie für all die frauliche Fürsorge ein herzliches Danke sagen. Sie aber war unauffindbar, wie vom Erdboden verschlungen. Weiber, sagte «Irsch», lasst Euch nicht aufhalten.

Vor dem ersten Sonnenstrahl machten sie sich auf den Weg. Im steten gleichen Tritt und Tratt stampfte der Ochse vor sich hin, Stunde um Stunde. — Die Klostergründer litten an Hunger und Durst, dann überkam sie die Müdigkeit, der Ochse aber lief stetig voran. Schon längst hatte die Sonne den Mittag überschritten, die Schlucht wurde schmal und stieg steil an. Es schien, als ob sie in einer undurchschreitbaren Enge münden müsste. Der Ochse aber tappte weiter im unwegsamen Bachbett.

Auf einmal, wie eine Erlösung weitete sich das Tal und eine liebliche Hochebene tat sich auf. Die Gletscher, die Sellenbüren als Knabe ersehnt hatte, waren zum Greifen nah. In ihrem Rücken schien die späte Sonne und zauberte auf die Firne ein zärtliches Rot.

Der Ochse stapfte weiter. Auch er war durch den steilen Anstieg müde geworden. Wie aus einem inneren Drang trieb es ihn vorwärts gegen die linke Talseite hin. Sellenbüren und die Gefährten folgten ihm mit letzter Kraft.

Da, auf einer kleinen Anhöhe blieb der Ochse stehen, erzitterte am ganzen Leib und brach zusammen. Auch die Gefährten fielen ins hohe Gras. Sie assen was ihnen der «Irsch» als Wegzehrung mitgegeben hatte aber einer nach dem andern schlief schon während der Mahlzeit ein. Nur Sellenbüren schaute in die Runde, sah noch im letzten Abendlicht, dass er an jenem Ort war, den er in seinem Traum gesehen hatte, dankte Gott für die Fügung und legte sich ebenfalls hin.

Die angehenden Mönche wachten am morgen auf, weil die Frühlänge sie schüttelte. Sie sahen den toten Ochsen, den sie schlachten mussten, um über die erste Zeit mit Nahrung versorgt zu sein und begannen tapfer mit dem Bau einer Kirche. Es war hart, so nah der rauhen Berge, die Vorbereitungen für den Winter zu treffen. Alle mussten tüchtig zugreifen. Bald ergab sich eine einfache Tageseinteilung. Immer mehr glich ihr Leben dem Tun der Mönche in alten Klöstern.

Auch in Buochs hatte sich das Leben in Alltäglichkeiten eingependelt. Zwar war Diavolina nicht mehr zurückgekehrt und blieb verschollen. Die kleineren Kinder weinten lange um die zärtliche Mutter. Einige glaubten, dass sie den Bären zum Opfer gefallen sei. Der «Irsch» aber sprach nie über sie und sein ältester Sohn Ultio glaubte zu wissen, was der Vater dachte, wenn er lange, ganz unbeweglich in die Berge hineinstarrte, dorthin, wo Sellenbüren verschwunden war.

In diesem Jahr fiel der Winter früh ein. Schon an Martini lag ein erster Schnee. Sellenbüren hatte einen Boten mit einem Schreiben geschickt, dass die ihm zufallenden Zinsen seiner Ländereien dem neuen Kloster zukommen sollten.

Ein Sommer und ein Winter kamen ins Land. Die Mönche hatten sich an die Herbe dieses Bergtales gewöhnt und dienten ihrem Wahlspruch «ora et labora», «Bete und arbeite».

Sellenbüren war eines Tages auf der Suche nach besonders seltenen Kräutern, die das Herzweh heilen konnten. Da begegnete er einem wildzerzauten Menschen. Der Mönch fürchtete sich zwar, sprach ihn aber an und erhielt Antwort. Der Mann lebte in einer Hütte gegen den Juchlipass hinauf. Er besorgte im Som-

mer das Vieh eines Talbauern und blieb im Winter als Jäger in den Bergen. Gemsen, Munggen, aber auch Bären gehörten zu seiner Beute. Arni hiess man ihn.

Als er nach einer Weile zum Mönch Vertrauen gefasst hatte, bat er ihn um Rat. Er wollte wissen, wie man Stumme zum Reden bringen könne. — Ihm sei vor etwa einem Jahr ein Weib zugelaufen. Sie sei zwar wohlgestalt und gschaffig, aber sie spreche kein Wort und immer, wenn er sie nicht zur Arbeit zwingt, hocke sie vor der Hütte und starre zur Kirche, die die Mönche gebaut hätten. Sellenbüren wusste nicht, wie man Stumme zum Reden bringt, aber er versprach für die Frau zu beten.

Im Herbst, als wieder ein Bruder um des Zinses willen die Güter der Sellenbüren besuchen musste, bat er ihn, sich diskret nach der Familie des «Irsch» zu erkundigen.

Lange war der Bruder unterwegs. Dann brachte er die Kunde, dass der Vater noch weniger spreche, als damals als er ihn kannte, dass Diabolina, wie man hörte, den wilden Tieren zum Opfer gefallen sei und die Kinder nun in der Obhut einer Schwester des «Irsch» aufwachsen. Alle seien wohlgeraten. Nur der älteste Sohn, er sei zwar kräftig gebaut, aber seit seine Mutter verschwunden sei, wortkarg geworden, wie sein Vater.

Sellenbüren verschloss das Gehörte in seinem Herzen, betete für die Familie und seinen Buochser-Wohltäter. Er dachte viel nach und flehte um Gottes Schutz und Segen. Oft war er allein und bis in die spätere Nacht in der Kirche, wo er seine Kummernisse dem Heiland vortrug.

Eines Nachts, die Kirche war nur mit einer Kerze schwach erhellt, meinte er

im Dunkel bei der Kirchentür etwas zu sehen, das sich bewegte. Angestrengt schaute er hin, konnte aber nicht ausmachen, was es war. So schritt er zögernd aber mutig gegen das Ungewisse. Wie ein kleiner Bär schien es auszusehen, floh aber nicht weg. So schritt er weiter auf das Ungeheuer zu. Als er kaum fünf Schritte davon entfernt war, erhob sich die Gestalt zu voller Grösse, öffnete einen mantelartigen Umhang. Im schütterten Licht gewahrte er, dass es ein Weib sei. Die Gestalt glich Diabolina, dunkel, schön gewachsen und verführerisch. «Dein bin ich Sellenbüren, nur Dein, ganz allein», schluchzte die Gestalt.

Sellenbüren wusste sofort, dass ihm der Teufel in der Gestalt der Diabolina erschienen war, um ihn zu verführen. Er schlug ein grosses Kreuz und schrie: «Sei verflucht, Du höllisches Wesen». — Dann stürmte er gegen den Altar und in die Sakristei. Er verriegelte die Tür und fiel auf die Knie. Weinend und betend blieb der grosse Mann bis zum frühen Morgen. Die Mitbrüder wunderten sich und glaubten, Sellenbüren sei erkrankt, so bleich und eingefallen sah er aus. Er aber sprach mit niemandem über das nächtliche Geschehen.

Im nächsten Frühsommer, als er wieder einmal beim Kräutersammeln war, traf er den wilden Mann Arni erneut. Er sprach mit ihm und fragte auch, ob sich die Stummheit gelegt habe. Da erzählte ihm der Wilde, dass das stumme Weib ihm in einer finsternen Nacht weggelaufen sei. Viele Wochen später habe er ihren Leib unter der Teufelswand tot aufgefunden. Sie müsse in der Dunkelheit gestürzt sein.

Sellenbüren bewahrte alles, was er wusste in seinem Herzen. Nun waren schon

fünf Jahre ins Land gegangen. Das Kloster war gewachsen. Neue junge Männer hatten sich zum Leben in «ora et labora» entschlossen.

In einer Nacht hatte Sellenbüren wieder einen Traum. Er sah über dem Berg «Hahnen» eine grosse Schar Engel, strahlend schön, aber alle in den Kutten seiner Mitbrüder. Er selber war mitten unter ihnen und einer sprach zu ihm: «Das sind alle Mitbrüder bis ans Ende der Tage, die aus Deinem Kloster in den Himmel eingehen werden. Sellenbüren fragte im Traum diesen Engel: «Warum habe ich einen gespaltenen Schädel?» Der Engel antwortete nicht aber segnete ihn.

Das Bild der Engel über dem Berg liess Sellenbüren nicht mehr los. Der «Berg der Engel» hatte sich tief in seine Seele eingegraben.

Wieder ward es Winter und Frühling. Schon seit zwei Jahren waren die Rechte der Kirchen von Stans und Engelberg getrennt. Aber da und dort bestanden noch Unklarheiten. So hatte das Kloster stets Kontakt mit dem Tal.

Am 2. Mai 1126 war ein Delegierter der Kirche von Stans und Buochs, Ultio der Sohn des «Irsch», in Engelberg und verhandelte mit Sellenbüren. Sie kamen im Frieden zu einer Ausmarchung und einem Abschluss. Als der Mönch den Laien noch ein Stück des Weges begleitete, um ihm eine Ehre anzutun, begann Ultio zu sprechen: «Als Du, Sellenbüren, bei uns weggezogen bist, ist meine liebe Mutter verschwunden. Man hat mir zuge tragen, dass auch sie gegen das Hochtal gelaufen sei. Nie habe ich geglaubt, dass wilde Tiere ihr etwas angetan haben. Nun bekenne, Du scheinheiliger

Klostermann, was Du mir, ihrem Sohn, zu beichten hast». — Sellenbüren war über die Rede bestürzt. Ultio sah seine Erregung und deutete sie falsch. Er glaubte ihn schuldig und sprach: «Wann hast Du Diavolina zuletzt gesehen?» Sellenbüren hob zu reden an und sprach: «Seit ich von Euch wegging, habe ich Deine Mutter nie . . .» — mehr gesehen, wollte er sagen, — zögerte aber, weil vor seiner Seele das Bild in der düsteren Kirche auftauchte und er plötzlich unsicher wurde. Die kurze Unsicherheit, das Zögern des Sellenbüren hatte Ultio überzeugt und das heisse Blut seiner Mutter kochte in ihm auf. In jähem Zorn hob er seinen Stock und schlug ihn dem Mönch derart aufs Haupt, dass dieser tot zu Boden fiel. Ultio sah mit Schrecken, was er in seinem Jähzorn getan hatte, und floh vor seiner eigenen Tat und Schuld. Nie mehr hat man etwas vom ältesten Sohn des «Irsch» erfahren.

Durch Zufall fand ein Bruder den Klostergründer, trug ihn heim und alle versammelten sich in Trauer um ihn.

Völlig aufgeklärt wurde der plötzliche Tod nie. Man redete davon, dass seine Verwandten im nachgestellt hätten, weil er seine Ländereien an geistliche Stiftungen verschenkte und sie um ihr Erbe fürchteten. Beweise wurden nie erbracht. Es wäre noch nachzutragen, dass sich bei einem Teil der Nachfahren des Tacitus, genannt «Irsch» diese kennzeichnende Ausdrucksweise vererbt hat. Schon in der zweiten Generation sagten dann die Leute «Wi-Irsch» und in der volksgebräuchlichen Abkürzung entstand dann vielleicht der Geschlechtsname «Wyr sch».

jvm